

Belletristische Beilage zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.

Freund und Feind.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

„Verzeihen Sie, Herr Graf“, erwiderte der Kutscher mit großer Höflichkeit, „ich kann beim besten Willen nicht schneller fahren. Meine armen Thiere sind seit heute Morgen auf den Beinen und zum Ansfuteln müde und ich fahre deshalb durch die kleine Querstraße, um mir den Weg abzukürzen. Seien Sie ohne Sorge, wir sind bald in Ihrem Hotel.“

Dem Grafen war das Geschwätz des Kutschers sehr angenehm, es überhob ihn in einer Antwort, doch seine Gemahlin hatte sich davon nicht zerstreuen lassen und sie wiederholte jetzt ihre innige Bitte: „Nicht wahr, Stefan, Du gehst einem neuen Duell mit diesem gefährlichen Menschen aus dem Wege?“

Ghula wollte eben seiner Gemahlin eine Antwort ertheilen, sie beschwichtigte, da ließ sich von der Straße ein wilder verzweifelter Nothschrei vernehmen: „Hilfe, Mörder! Hilfe, Hilfe!“

Der Graf glaubte an dem scharfen durchdringenden Ton die Stimme zu erkennen, es war die Lubowsky's. Nein, er täuschte sich nicht — zu deutlich war ihm noch diese schneidende, starke Stimme in Erinnerung, die ihm stets ein Unbehagen erzeugt.

Sein Todfeind war hier jedenfalls in Gefahr und einen Augenblick kämpfte sein Haß mit seinem Edelmuthe. Wenn er ihm nicht zu Hilfe eilte, dann war Lubowsky gewiß verloren und er endlich von einem Gegner befreit, dessen Heimtücke und Bosheit er genugsam kennen gelernt hatte. Wer wußte es, daß er einen Menschen in Stich gelassen und wer konnte es ihm verargen, wenn er seinen gefährlichsten Gegner sich selber überließ; aber nur einen Augenblick schwankte er, dann rief er in athemloser Hast dem Kutscher zu: „Deffne, öffne, ich muß ihm zu Hilfe kommen!“

Die Gräfin schlang ihre Arme um ihren Gemahl und rief in höchster Verzweiflung: „Geh' nicht, Stefan, geh' nicht! Sie werden Dich auch ermorden. O bleib! Du darfst mich nicht verlassen“, und in höchster Aufregung suchte sie ihn mit zärtlicher Gewalt zurückzuhalten.

Der Kutscher hatte schon gehalten und war vom Bock gesprungen: „Bleiben Sie nur, Herr Graf; ich werde schon mit den Schurken allein fertig werden, und August schwang dabei seine Peitsche.“

Der lecke Bursche hatte in seinem jugendlichen Uebermuthe keine Ahnung von der Gefahr, die er

lief. Nun durfte der Graf erst recht nicht zögern. Er griff nach seinem Dolch unter der Brust, den er stets bei sich trug, der einzigen Waffe, die ihm zur Verfügung stand, und sich aus der Umarmung seiner verzweifelten Gattin losmachend, rief er ihr zu:

„Beruhige Dich, Kind, ich bin in wenigen Augenblicken wieder hier.“ Er hat schon die Wagenthür aufgedrückt und sprang hinaus.

Die Gräfin streckte noch einmal verzweifelt die Arme aus, als könne sie ihn festhalten, stieß einen wilden Angstgeschrei aus und brach ohnmächtig zusammen.

Eine Militärpatrouille bemerkte am Ende der Straße de la Paix im unsichern Scheine der nur spärlich brennenden Laterne zwei Menschen, die lang ausgestreckt am Boden lagen. Der die Wache führende junge Offizier glaubte, daß es Nachtschwärmer seien, die hier ihren Rausch ausschlafen wollten und befahl einem seiner Leute hinzugehen, und die Trunkenbolde zur Entfernung aufzufordern und schlimmsten Falls sie zu arretiren. Kaum war der Mann näher getreten, da rief er in seinem ehrlichen Gasognisch ganz erschrocken: „Herr Lieutenant, ich kann die wunderlichen Kerle nicht arretiren, sie sind todt.“

Der junge Offizier eilte jetzt mit seinen übrigen Leuten ebenfalls zur Stelle und übersah mit raschem Blick die nächtliche Schauer Scene. Ein stattlicher kräftiger Mann in der Maskenkleidung eines Spaniers lag todtensbleich, aus mehreren Wunden blutend, am Boden, während ein Anderer, im Domino, völlig betäubt mit seinem Kopf auf dem Leibe des Erstem ruhte. Ein blutiger Dolch und die Scheide eines bloßen Zerkoniebezugs, wie er bei Maskenbällen üblich ist, lag daneben. Das Heft davon war nirgends zu sehen.

Als der Lieutenant den Kopf des Domino erhob, um zu sehen, ob dieser ebenfalls getödtet worden, schlug der Mann, wie aus einer schweren Betäubung erwachend die Augen auf. Er starrte anfangs den jungen Offizier wie eine Geistererscheinung an, endlich schien seine Besinnung zurückzukehren, mit dem Aufwand aller Kräfte raffte er sich empor, taumelte aber wie ein Betrunkener und mußte sich gegen den nächsten Thorweg stützen.

„Mein Herr, verzeihen Sie, daß ich Ihre Hilfe in Anspruch nehmen muß“, wandte er sich zu dem Lieutenant: „aber wollen Sie die Güte haben, mich zu meinem Wagen zu führen, meine arme Gemahlin wird mich mit Schmerzen erwarten.“

„Könnte seiner Bitte sofort zu willfahren, fragte der junge Offizier mit verzweifeltem Blick: „Was ist hier geschehen? Klären Sie mich auf.“

„Wo ist der Wagen?“ rief der Domino, der gar nicht erst die Frage des Lieutenant beachtete: „August!“ versuchte er mit Anstrengung aller Kräfte hinauszurufen, aber es erfolgte keine Antwort.

„Wir haben in der ganzen Straße keinen Wagen bemerkt“, sagte der junge Offizier, dem das Benehmen des Domino's immer seltsamer und verdächtiger vorkam.

„Nicht?“ rief der Andere ganz erschrocken: „O ich bitte Sie, lassen Sie ihre Leute darnach forschen, er muß ja in der Nähe sein, meine arme Gemahlin ist gewiß über mein langes Ausbleiben in Verzweiflung.“

„Ich werde Ihren Wunsch erfüllen, aber sagen Sie mir nur erst, was hier vorgefallen.“

Der Mann im Domino strich sich über die Stirn: „Ich bin noch ganz betäubt von dem furchterlichen Schläge“, sagte er mit unsicherer Stimme. „Ich war mit meiner Frau auf dem Opernball gewesen und fuhr eben nach Hause; da hörte ich ein Hilfesgeschrei, ich wußte von wem es kam und wollte dem Manne zu Hilfe eilen, der von Mördern angegriffen wurde und noch eh' ich von meinem Dolche Gebrauch machen konnte, erhielt ich einen Schlag vor den Kopf und verlor das Bewußtsein.“

„Und mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?“

„Graf Ghula“, erklärte dieser kurz; „aber wo ist der Wagen?“ rief er wieder in höchster Unruhe und er machte Miene, ihn selbst aufzusuchen, obwohl er bei den nächsten Schritten wieder zu taumeln begann.

„Ich muß Sie bitten, Herr Graf, sich nicht weiter zu entfernen“, erklärte der Lieutenant, „ich werde selbst alle Anstalten treffen, um den Wagen zu ermitteln.“

War der Graf auch immer nicht völlig Herr seiner Sinne oder zu erschöpft, um einen Widerspruch zu erheben, er lehnte sich wieder an den Thorweg und verharrete eine ganze Zeit regungslos in dieser Stellung.

Der Offizier richtete an einige seiner Leute mit leiser Stimme einen Befehl und wandte dann seine Aufmerksamkeit dem ersten Verwundeten zu, der augenscheinlich im Begriff war, seinen letzten Seufzer auszuathmen, obwohl seine Besinnung zurückgekehrt schien, denn er hatte die Augen halb geöffnet. Als man versuchte ihn aufzuheben, stöhnte er vor Schmerz und machte eine abwehrende Handbewegung, als wolle er sagen: „Laßt mich in Ruhe sterben, mit mir ist es aus.“

Auch dem Lieutenant war es nicht zweifelhaft, daß hier alle ärztliche Hilfe vergeblich sei; aber vielleicht vermochte der Sterbende noch diese dunkle That aufzuhellen und über seinen Mörder Aufschluß zu geben. Der junge Mann beugte sich deshalb zu ihm herab und versuchte den zitternden Rippen des Schwerverwundeten das finstere Geheimniß abzulocken. Auf alle seine Fragen erhielt er keine Antwort, nicht einmal das kleinste Zeichen von Bewegung war in dem bleichen Antlitz des Barons zu erkennen, daß er die Frage verstanden hatte. Da schoß dem

Offizier die Ahnung über den Kopf. „Woher er den Wagen, dessen ganzes Bruchstück im Hofe bedächtig vorkam, dem Ermordeten gegenüber stellte? — Er trat höflich aber mit großer Bestimmtheit den Grafen näher zu treten und dieser erfüllte beinahe mechanisch seinen Wunsch.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Der Untergang des Auswandererschiffes Northfleet.) Die erste Nachricht von dem entsetzlichen Unglücke, das sich bei Dungeness ereignet hatte, kam mit dem Boote Mary Anne in Dover an, welches 30 Passagiere und Seeleute des Schiffes Northfleet nach Dover brachte. Diese Leute hatten Furchtbares zu erzählen von dem Auswandererschiffe, das im Canal gesunken sei; sie hielten sich für die einzigen Geretteten aus der ganzen Zahl von 412 Menschen, die sich an Bord befanden. Zum Glück bestätigte sich diese Annahme nicht ganz. Etwas später kam der Schleppdampfer City of London mit 34 und dann der Lootsenkutter Princess mit 21 weiteren Geretteten. Seitdem aber ist kein Boot mehr eingetroffen, und es steht leider nur allzusehr fest, daß 327 Menschen in dem Dunkel der Nacht von den Wogen verschlungen worden sind. Was die Ueberlebenden zu berichten haben, ist bitter genug; viele von ihnen beklagen den Verlust von Frau und Kindern, und in der That scheinen, obwohl die Zahl der Ehepaare unter den Passagieren ziemlich bedeutend war, nur etwa 5 Frauen und noch weniger Kinder mit dem Leben davon gekommen zu sein, unter ihnen die junge Frau des Capitäns und ein neunjähriges Mädchen, welches alle Angehörigen verloren hat.

Die Northfleet war ein vor zwanzig Jahren gebautes, aber noch in sehr gutem Stande befindliches Segelschiff von 940 Tonnen, welches dem Hause John Patton jr. und Comp. in Liverpool und London gehörte und von der Firma Clark, Pynchard und Comp. in London, Contrahenten der Tasmanischen Eisenbahn, gemiethet worden war, um 350 Eisenbahnarbeiter mit einer Anzahl von Frauen und Kindern nach Hobart Town zu befördern. Sie hatte außerdem eine Ladung von ca. 450 Tonnen an Bord, hauptsächlich Schienen und sonstiges Eisenbahnmaterial. Als das Schiff eben im Begriffe war, aus den ostindischen Docks in London auszulassen, wurde der Capitän Dales, der es 5 Jahre commandirt hatte, durch gerichtlichen Befehl zurückgehalten, weil er als Zeuge in dem Tischborne-Proceß auftreten sollte. Das Commando wurde daher dem ersten Offizier, Herrn Knowles, übergeben, der seine erste seit wenigen Wochen ihm angetraute Frau mit auf die Reise nahm. Nachdem das Schiff Gravesend verlassen, begegnete es den Stürmen, welche im Canal tobten, ging zuerst am North Foreland vor Anker und legte sodann am Mittwoch Abend vor Dungeness an, ungefähr 2 Seemeilen von der Küste entfernt. Es war gegen

10 Uhr, als alle Passagiere sich zur Ruhe begeben hatten und nur die Bootsmannschaft sich noch auf dem Deck befand.

Gerade als die Schiffsglocke die halbe Stunde nach 10 Uhr anschlug, bemerkte die Wache einen großen seewärts steuernden Dampfer, der direct auf sie zukam. Er schien mit voller Kraft zu fahren, und das Geschrei der Wache, welche ihm zurief, seinen Kurs zu ändern, machte den Capitän Knowles aufmerksam, der gerade einen Augenblick zuvor auf dem Hinterdeck erschien, ehe der Dampfer gegen die Breitseite der „Northfleet“ rannte, die er etwa in der Mitte traf und eine offene Dreische unter der Wasserlinie machte, wobei die mächtigen Balken des Hauptdecks thätlich zerplitterten. Der Stoß war fürchterlich, und einer der seltsamsten Umstände der Catastrophe ist, daß der Dampfer sich sofort von dem Schiff klar machte, weiter fuhr und, ehe noch viele der erschrockenen Passagiere auf Deck gekommen waren, schon außer Sicht war. Die meisten Passagiere waren durch den Stoß aus dem Schlafe geweckt worden und es entstand eine fürchterliche Panik. Capitän Knowles ließ sogleich Raketen heigen und andere Nothsignale geben und die Boote in's Wasser bringen, wobei er die strengsten Befehle gab, daß die Weiber und Kinder zuerst in Sicherheit gebracht werden sollten. Er fand aber wenig Gehör. Ein Augenzeuge erzählt: „Nur vier von den 90 Weibern gelangten in die Boote, und es war zum Theil ihre eigene Schuld, denn sie rannten wie toll umher und suchten nach ihren Männern und Kindern. Aber, um die Wahrheit zu sagen, kümmernte sich, außer dem Capitän und dem Bootsmann, Niemand viel um sie, und starke Männer schoben sie bei Seite, um selbst in die Boote zu kommen. Der Bootsmann tobte und fluchte, aber es half nicht viel. „Ich habe dem nächsten Manne, der in's Boot kommt, die Hand ab“, schrie er, aber ehe er noch ausgesprochen, war schon ein halbes Duzend Leute im Boote, die wohl dachten: lieber eine Hand d'ran wagen, als ertrinken. Dann kam der Capitän mit einer Pistole. „Zurück, wenn Ihr Männer seid, und laßt die Frauen heran!“ schrie er, aber Männer oder nicht, sie fragten nach Niemandem in der allgemeinen Verwirrung und drängten voran, auf die Gefahr hin, das Boot sinken zu machen und obendrein zu ersaufen. „Bei Gott! Ich erschleße den nächsten Mann, der in's Boot steigt!“ rief der Capitän und er hielt Wort, indem er einen Mann in den Schenkel schoß, der seinen Platz im Boote behielt. Indessen beruhigten sie sich doch ein wenig.“ Inzwischen hatte man die Pumpen in Bewegung gesetzt, aber mit wenig oder gar keinem Erfolge, da das Wasser durch das Loch, welches der Stoß gemacht hatte, hereinströmte. Die Ueberlebenden beschreiben die Scene als entsetzlich; Kinder schrieten nach ihren Eltern und Eltern nach ihren Kindern; Männer und Frauen suchten einander vergebens. Viele Passagiere waren in ihren Nachtkleidern oder hatten nur eben aufgerafft, was sie in der Eile ergreifen konnten. Der Schrecken wurde noch vermehrt durch die Finsterniß der Nacht. Die Frau des Capitäns war mit anderen Frauen

unter dem Schutz des Bootsmanns in eine Langboot gebracht worden, aber da das Talet zu schnell losgelassen wurde, ward das Boot eingestochen. Um diese Zeit war der Schlepddampfer City of London, der die Nothsignale bemerkt hatte, herangekommen, und es gelang fast sämtliche Personen, die in dem Boote gewesen, zu retten, sowie einige Andere von den Passagieren und der Schiffsmannschaft, im Ganzen 34. Der Dampfer kreuzte an der Stelle bis früh Morgens und suchte diejenigen auf, welche vom Schiffe hatten wegkommen können oder die noch auf Trümmern herumtrieben, nachdem das Schiff gesunken war. Der Ligger Mary von Ringsdown, welcher auf die Nothsignale herangekommen war, that auch gute Dienste und nahm 30 Passagiere auf. Auch der Londoner Bootsenkutter Nummer 3 und die Prinzess von der Station Dover kamen heran, und es gelang ihnen, 21 Mann zu retten, 10 davon aus dem Mastwerk. Die Gesamtsumme der Geretteten beträgt 85. Der Lootse, welcher mit der Führung des Schiffes beauftragt war, heißt George Brad; er war unten im Augenblicke des Stoßes und kam zugleich mit dem Capitän auf Deck. Er spricht von dem Verhalten des Capitäns mit dem höchsten Lobe, er habe die größte Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart bewiesen und die thätigste Fürsorge für die, welche sich selbst am wenigsten helfen konnten. Das Schiff sank etwa Dreiviertelstunde nach dem Stoße; der Capitän blieb auf seinem Posten, bis es sank. Einer der Ueberlebenden sagt aus, er habe dicht neben ihm gestanden, als es unterging; ihm selbst gelang es, sich an einem Balken festzuhalten, und kam so wieder auf die Oberfläche; aber der Capitän wurde nicht mehr gesehen. Der Lootse und 10 Andere waren auf den Besantopmast geklettert, von wo sie schließlich gerettet wurden.

Ueber den Dampfer, der das Unglück herbeigeführt hat, und den das Gerücht als einen portugiesischen oder spanischen bezeichnet, herrscht eine begreifliche Entrüstung; hoffentlich wird die ausgesetzte Belohnung von 100 Pfd. St. seine Entdeckung erwirken. Die „Times“ nennt sein Verhalten so empörend, daß sich kaum der entsprechende Ausdruck dafür finde. Die Anklage lautet weniger darauf, daß er keine Hilfe leistete, als daß er nicht einen Augenblick wartete, um zu sehen, ob Hilfeleistung nöthig war. Die einzige Absicht des Capitäns muß die gewesen sein, den gerichtlichen Folgen des Zusammenstoßes zu entkommen. Ueber die Bestrafung des Capitäns im Ergreifungsfalle sind die Londoner Blätter uneinig, alle äußern sich jedoch dahin, daß die Strafe nach den jetzt bestehenden Gesetzen eine ungenügende ist. Es wird der Wunsch geäußert, aus dem Unglücke eine Lehre zu ziehen und abgesehen von Anordnung wirksamerer Vorsichtsmaßregeln über ein Gesetz sich zu verständigen, das den Capitän und ersten Offizier eines Todesverbrechens schuldig erklärt, wenn sie nach einem Zusammenstoß nicht Hilfe leisten. — In London hat der Lordmavor sofort eine Sammlung für die wenigen Hinterbliebenen der Angekommenen veranstaltet.

Das Pferd des Pflanzers.
Ein Herr C. bei an der Grenze der Staaten Mississippi und Louisiana bei einem Pflanzler zum Besuch war, ist eines Morgens in einem der letzten Winter mit seinem Freunde nach Franklinton. In der Nähe eines Dickichts an der Seite der Straße wurden die Pferde sehr unruhig, fingen an zu schnauben und wollten nicht weiter. Der Herr stieg also ab, gab den Zügel seinem Freunde, dem Pflanzler, und ging in das Dickicht hinein, um die Ursache dieser großen Aufregung der Pferde zu entdecken. Er sah in dem Staube des Weges eine Spur von einem schweren Gegenstande, den man geschleift hatte und derselben folgend, fand er bald, was er suchte. Vor ihm lag der Leichnam eines wohlgekleideten, schönen jungen Mannes, den man schändlich ermordet hatte; eine Kugel war durch seinen Kopf gegangen und außerdem hatte man ihm den Hals von einem Ohr bis zum anderen durchgeschnitten; die gestricke Weste und das feine Hemd waren voll Blut, welches aus breiten Messerwunden in der Brust und Seite strömte. Der Körper war kaum kalt. Neben demselben lagen zwei leberne Satteltaschen, die man geplündert hatte und deren Inhalt umhergestreut war. Der Ausruf des Schreckens, der dem Herrn entfuhr, lockte seinen Freund herbei, und dieser erkannte in dem Ermordeten sogleich einen Herrn Hendrichs, einen geachteten Advocaten aus einer benachbarten Grafschaft. Während die beiden Männer damit beschäftigt waren, die Leiche zu untersuchen, hörte man in der Nähe ein Schnauben und Stampfen, und der Pflanzler, der dem Lärm nachging, kam bald mit einem wunderschönen Vollblutpferde zurück, welches Jedermann in jener Gegend als das Eigenthum des Herrn Hendrichs kannte. Das schöne Thier war in der höchsten Aufregung; es zitterte an allen Gliedern und fiel beinahe vor Entsetzen zur Erde, als es auf die Leiche seines Herrn sah. Die Vorderfüße vorgesprenzt, Hals und Kopf lang ausgestreckt, die Mähne beinahe aufgerichtet, starrte es, ein Bild des Entsetzens, mit glühenden Blicken auf den Todten, dem es sich nach einigen Augenblicken zögernd näherte. Dann bog das treue Thier seinen Kopf herunter und als es sich durch Schnoppeln überzeugt hatte, daß es wirklich sein Herr sei, leckte es seine kalten Hände, wie es ein Hund gethan haben würde. Dieser Mord erregte in der ganzen Gegend eine große Aufregung. Es fand sich, daß der Advocat eine bedeutende Geldsumme bei sich gehabt, die er von einem seiner Klienten erhalten hatte und im Begriff war, nach Franklinton in die Bank zu bringen. Diese Summe und eine goldene Uhr fehlten, so daß Niemand daran zweifelte, Herr Hendrichs sei von irgend welchem Straßenräuber angefallen und ermordet worden. Verschiedene verdächtige Personen wurden arretirt, allein der Mörder wurde nicht entdeckt. Einige Wochen waren seitdem vergangen, als der Herr, welcher die Leiche gefunden hatte, auf dem noch immer im Gewahrsam des Pflanzers befindlichen Vollblutpferde des Ermordeten nach Franklinton ritt, wo gerade Gerichts-sitzung und eine große Menge versammelt war. Das wohlbekannte Pferd des Hrn. Hendrichs erregte natürlich Aufmerksamkeit, und eine Menge Menschen drängten

so dicht umher, daß es dem Reiter beinahe abge-
worfen hätte, und schraubte laut, wie entsetzte Pferde
zu thun pflegen. Das außerordentliche Benehmen des
Thieres erregte Verdacht, und man fand bald, daß
die Ursache desselben die Annäherung eines Mannes
war, welcher sich in den Kreis drängte, um zu sehen,
was da vorging. Es war dies ein Speisehauswirth,
Namens Bill Nevins. Dem Reiter des Pferdes ent-
ging der eigenthümliche Ausdruck auf dem Gesichte
dieses Mannes nicht, als er das Pferd erblickte und
ebensowenig die tödtliche Wunde, die seine Wangen
färbte, als Jemand aus der Menge den durch das
Benehmen des Pferdes erweckten Verdacht gegen Bill
Nevins geradezu aussprach. Wer sagt, daß ich des
Advocat Hendrichs todtschlug? Es ist alles Lüge!
Sein Benehmen zeigte indessen so sehr von Schuld,
daß man ihn daraufhin einzog. Es war jedoch nicht
leicht, ihm dieselbe zu beweisen und außerdem war es
nicht ausgemacht, in welchem der beiden an einander
grenzenden Staaten der Mord begangen sei, da aus
der Spur im Sande der Straße hervorging, daß der
Ermordete eine Strecke geschleppt worden war. Man
fand die Leiche freilich in Mississippi; allein er konnte
ebensogut in Louisiana ermordet worden sein, dessen
Grenze nur wenige Schritte entfernt war. Der
Tag für das Gericht über Nevins war festgesetzt
und noch immer weiter nichts gegen ihn vorzu-
bringen, als das allerdings verdächtige Entsetzen des
Pferdes bei seinem Anblick. Einige Tage vor der
Gerichtssitzung jedoch ritt der Entdecker des Mordes
abermals nach Franklinton in Gesellschaft von meh-
reren Herren. Als man in die Nähe der Stelle kam,
wo man den Ermordeten gefunden hatte, zeigte das
Pferd wieder dieselben Zeichen der Angst wie früher,
während die anderen Thiere keine Aufregung nicht
theilten. Die Reiter hatten den fatalen Fleck bereits
hinter sich, als der Braune plötzlich, ohne sich an den
Zügel des Reiters zu kehren, mit diesem in ein
Dickicht hineinsetzte und sich durch Ranken und Ge-
strupp zu einem großen Wurzelstock einen Weg
bahnte, wo er stehen blieb und in heftiger Aufregung
mit dem Vorderfuße den Grund schlug. Da alle
Herren Zutrauen in die Klugheit des Pferdes hatten,
so untersuchten sie sogleich die Stelle, vollkommen
davon überzeugt, daß Hendrichs hier ermordet
worden sei. So war es auch. Man fand ein
eigenthümlich geformtes Bowieemesser, welches
sogleich als eines erkannt wurde, welches Nevins
gehabt hatte und an Wurzeln des Baumes
fand man blutiges Haar, welches unstreitig von
Hendrichs kam. Diese Beweise genügten. Der
Mann bekannte seine Schuld. Er hatte in Erfah-
rung gebracht, daß Hendrichs viel Geld bei sich
habe, packte ihn auf, lockte ihn unter einem plau-
siblen Vorwand in das Dickicht und ermordete ihn.
Wir entnehmen diesen merkwürdigen Fall aus
dem von einem Landsmann geleiteten und überlieferten
Wochenblatt von Cincinnati.